



Das Geld der Kirche fällt nicht vom Himmel

20 Jahre auf einer gesponserten Pfarrstelle - ein Erfahrungsbericht zwischen Theologie und Industrie

Von: Renate Malter, erschienen im Deutschen Pfarrerbblatt, Ausgabe 2/2021

Wie lebt es sich auf einer gesponserten Pfarrstelle? Welchen Einfluss hat das auf die alltägliche Arbeit im Pfarramt? Solche Fragen werden Renate Malter und ihrem Mann immer wieder gestellt, wenn Gesprächspartner erfahren, dass ihre Pfarrstelle in dem badischen Dorf Allmannsweier am Rhein zu 100% vom ortsansässigen Unternehmer gesponsert wird. Oft schwingt eine leichte Skepsis mit gegenüber einem deutschlandweit bisher einmaligen Finanzierungsmodell – bis hin zur ausdrücklichen Ablehnung wegen der Abhängigkeit der Kirche vom „Kapital“. Doch Renate Malter stellt fest: Es lebt und arbeitet sich ganz normal als Pfarrerin auf einer gesponserten Stelle.

Die allermeiste Zeit merken wir, mein Mann und ich, überhaupt nichts davon, dass wir einen Sponsor haben. Wir machen Konfirmandenunterricht, Taufen, Trauungen und Beerdigungen, Gottesdienste und Jugendarbeit, Geburtstagsbesuche und Seelsorge, Verwaltung und Sitzungen wie alle Kolleginnen und Kollegen landauf landab. In Baden gehört auch ein Anteil Religionsunterricht zu jeder Gemeindepfarrstelle mit dazu, in unserem Fall sind das vier Wochenstunden an der örtlichen Dorfgrundschule und vier Stunden an einer Berufsschule in der benachbarten Kleinstadt.

Schwerpunkt Jugendarbeit

Der vom Sponsor von Anfang an geäußerte Wunsch nach einem Schwerpunkt in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen passte auf natürliche Weise zum Gemeindeprofil, denn Angebote für diese Altersgruppe waren ein Herzensanliegen für zahlreiche Ehrenamtliche und für den Kirchengemeinderat. Jungscharen und Jugendkreise hatten bereits eine jahrzehntelange Tradition in der Gemeinde. Der Bezirkskirchenrat übertrug meinem Mann zusätzlich den damals vakanten nebenamtlichen Auftrag des Bezirksjugendpfarrers, sodass wir in den vergangenen 20 Jahren auch über die Gemeinde hinaus mit Kinderzeltlagern, Konfi-Camps und Jugendgottesdiensten Akzente setzen konnten, die sich wiederum positiv auf die Jugendarbeit in unserer kleinen Dorfgemeinde auswirkten.

Wir haben es als sinnvolle Aufgabe und als Privileg empfunden, auf Wunsch von vielen Seiten als Gemeindepfarrer einen solchen Arbeitsschwerpunkt auf einer Altersgruppe setzen zu dürfen, ja sogar zu sollen. Es hat uns und unsere Gemeinde, auch unsere Sonntagsgottesdienste, auf eine erfrischende Weise jung gehalten. So gehören beispielsweise mittlerweile drei Musikteams mit (nicht nur) jungen Leuten fest zum Programm, die an jedem zweiten Sonntag dafür sorgen, dass moderne Lieder im Gottesdienst ganz selbstverständlich gesungen werden. Auch die entsprechende Ton- und Bildtechnik in unsrer Kirche verdankt sich weitgehend der Initiative und der Begeisterung der Jugend.

Inwieweit ein solcher jugendlicher Schwerpunkt ungewöhnlich ist für eine landeskirchliche Dorfgemeinde, wage ich nicht pauschal zu beurteilen – hoffe jedoch, dass er nicht so ungewöhnlich ist wie es mir gelegentlich scheint. Mancher anderen Gemeinde mag es ein bisschen wie verkehrte Welt vorkommen, wenn bei uns, auf ausdrückliches Drängen des Seniorenkreises hin, ein bis zweimal im Jahr am Sonntagmorgen eigens ein sog. „Seniengottesdienst“ für die ältere Generation gefeiert wird, zu welchem selbstverständlich auch Jugendliche eingeladen sind, ebenso wie umgekehrt die Älteren und Alten immer willkommen waren bei den monatlichen Jugendsonntagen.



„Einen halben Pfarrer gibt es nicht“

Die kurze Antwort auf die Frage „Wie ist es auf einer gesponserten Pfarrstelle?“ heißt also: Weitgehend Business as usual in der pfarramtlichen Tätigkeit. Dass allerdings der Freiraum für eine Jugendarbeits-Kür neben der üblichen Pflicht vorhanden ist, liegt an den Rahmenbedingungen, die das Sponsoring uns als Pfarrstelleninhabern verschafft: Mit knapp 1000 Evangelischen steht dem 1500 Seelen-Dorf Allmannsweier nach dem landeskirchlichen Pfarrstellenschlüssel in Baden eigentlich nur eine halbe Pfarrstelle zu. Diese Tatsache veranlasste den Ingenieur Dr. h.c. Martin Herrenknecht im Jahr 1998 bei einem Firmenbesuch des damaligen Landesbischofs in seinem mittelständischen Familienunternehmen, der Herrenknecht AG, weltweit Marktführer im Bereich Tunnelvortriebstechnik, den Vorschlag zu machen: „Ich zahle die andere Hälfte. Einen halben Pfarrer, das gibt es doch gar nicht.“

Der Landesbischof nahm ihn beim Wort und so wurde anschließend ein Vertrag über zehn Jahre ausgehandelt zwischen dem Evang. Oberkirchenrat und Herrn Dr. Herrenknecht. Für die gesponserten Pfarrstelleninhaber heißt das: Sie bekommen ihr Gehalt wie alle anderen badischen Kolleginnen von der Zentralen Gehaltsabrechnungsstelle in Karlsruhe, sie stehen also nicht auf der Gehaltsliste der Firma Herrenknecht. Der Sponsor als Privatperson überweist seinen finanziellen Anteil direkt an den Oberkirchenrat, er fördert also die evangelische Kirche Baden, nicht die Pfarrstelleninhaber. Ein Vetorecht bei der Wahl des Pfarrers/der Pfarrerin durch den Kirchengemeinderat wurde ihm eingeräumt, eine vertragliche Beziehung zwischen Sponsor und Pfarrstelleninhabern existiert jedoch nicht.

Allerdings erwies sich die daraufhin ausgeschriebene ganze Pfarrstelle als schwer zu besetzen. Der Andrang an interessierten Kandidatinnen war sehr bescheiden und so blieb die Stelle zunächst ein Jahr lang vakant. Mitgespielt haben mag der Umstand, dass Dorfpfarrstellen (auch mit malerischen Fachwerkhäusern, Sonnenblumenfeldern und Storchennest) grundsätzlich weniger Bewerberinnen anlocken als Stadtpfarrstellen (mit Infrastruktur an öffentlichen Verkehrsmitteln, Schulen, Einkaufsmöglichkeiten). Mitgespielt haben mag auch der Umstand, dass sich alsbald nach Bekanntwerden dieses deutschlandweit ersten Gemeindepfarrstellensponsorings etliche kritische Stimmen erhoben, sowohl kirchlicherseits als auch in der regionalen Presse. Die „Badische Zeitung“ veröffentlichte die Karikatur eines Pfarrers, der das Firmenlogo auf dem Talar trägt. Bis heute werden wir gelegentlich gefragt, ob wir in schwarz predigen oder in grün, der Farbe des Firmenlogos und der Arbeitskleidung der Monteure. Manchmal werden wir auch gefragt, ob wir denn überhaupt frei predigen dürften oder ob wir zensiert werden vom Geldgeber.

„Wir beißen uns bei wirtschaftsethischen Themen nicht auf die Zunge“

Wie viel Ernst und wie viel Scherz hinter solchen Fragen steckt, lässt sich nur mutmaßen. Wir tragen jedenfalls die übliche Amtstracht wie unsere Kolleginnen und Kollegen, wir legen unsere Predigten niemandem zur Genehmigung vor und wir müssen uns auch nicht auf die Zunge beißen bei wirtschaftsethischen Themen, denn weder die Firma noch ihr Gründer, der 1977 mit einem Kredit seiner Oma in einer Garage als GmbH begonnen hat und mittlerweile 5000 Mitarbeiter beschäftigt sowie aktuell 200 Azubis ausbildet, und der bewusst dem Standort Deutschland und seinem Heimatort als Firmensitz die Treue hält, eignen sich als schwarze Folie für pauschale Kapitalismuskritik.

Selbst mit den baden-württembergischen Grünen kommt der CDU-Mann Herrenknecht gut aus, fördert seine Firma doch die Erforschung und Erschließung von Tiefenwärme als alternativer Energiequelle. Die political correctness in Sachen Nachhaltigkeit ist also gewahrt, auch durch Solaranlagen auf den Dächern der Firmengebäude. Und grundsätzlich ist das Tunnelbohren keine ethisch fragwürdige oder



moralisch verdächtige Tätigkeit. Sozial aktiv ist die Herrenknecht AG außerdem mit Sponsoring im Bereich Sport und Schulen. So bekam beispielsweise die örtliche Grundschule kürzlich für das coronabedingte Home-Schooling 100 Tablets geschenkt, samt Einweisungskursen für die Lehrerinnen, damit kein Kind zurückbleiben muss.

Sponsoring für Kinder und Sportlerinnen wirkt sich allerdings positiver aus auf die Publicity des Sponsors in der öffentlichen Wahrnehmung als Sponsoring für Pfarrer, diese Erfahrung musste Dr. Herrenknecht gleich zu Beginn machen. Aber wie er sagen würde „Ich mach's ja nicht zu Werbezwecken. Sondern aus Überzeugung. Und die Leute kaufen meine Maschinen nicht deshalb, weil ich die evangelische Kirche unterstütze.“

Überhaupt das Firmenprodukt: Eindrucksvoll sehen sie aus, die Tunnelbohrmaschinen, wenn sie zusammengebaut auf dem Firmengelände stehen mit über 100 Metern Länge und einer Höhe von über 10 Metern, bevor sie dann für den Transport nach Übersee zerlegt werden. Und hübsch sind sie auch anzuschauen, wie gigantische Mandalas mit ihren bunt bemalten Mixschilden am vorderen Ende. Die Kindergartenkinder machen gerne mit ihren Erzieherinnen einen kleinen Ausflug um das Firmengelände herum, wenn es mal wieder eine fertige Maschine zu bestaunen gibt.

Ein Höhepunkt in unserer Zeit als Pfarrehepaar auf einer gesponserten Stelle war sicherlich beim Tag der offenen Tür der Gottesdienst in der großen Montagehalle direkt vor der transportfertigen Gotthardmaschine, mit 2000 Gästen, Alphornbläsern und Kuhglockenorchester. Ja, es gibt die Momente, da merken wir doch ganz deutlich, dass wir einen Sponsor vor Ort haben. Da erleben wir Dinge, die man sonst als Dorfpfarrer nicht unbedingt erlebt: Wir haben Angela Merkel die Hand geschüttelt beim Firmenbesuch sowie einem ägyptischen Verkehrsminister, bei Geburtstagen mit Gerhard Schröder geplaudert und neben Steinmeier und Schäuble am Tisch gesessen – so viel zum Glamour-Faktor in 20 Jahren Sponsoring.

Ein besonderes Event war auch die Taufe des neu angeschafften kleinen Firmenflugzeugs vor zehn Jahren. Als mein Mann auf dem Rollfeld des ehemaligen Militärflughafens neben zwei Assistentinnen in Schwarzwaldtracht seinen Talar anzog und das Flugzeug – nein nicht segnete oder weihte, sondern evangelisch korrekt für seine Insassen betete, da kicherte einer der beiden Piloten ob der für ihn offensichtlich ungewohnten frommen Situation. Was Martin Herrenknecht spontan mit dem Bekenntnis konterte: „Brausch nit lache. Ein Atheist bin ich keiner.“

Hochachtung vor der Leistung anderer Berufe

Eindrückliche Erlebnisse waren auch die Besuche auf Tunnelbaustellen wie z.B. am Schweizer Lötschberg, wo wir Tunnelbohrmaschinen aus Allmannsweier in Aktion gezeigt bekamen. Ein großer Respekt vor der Leistung der Ingenieure und Monteure ist dadurch bei uns gewachsen – und vielleicht auch ein kleiner Anflug von Neid auf Berufe, die am Abend mit Stolz ihre Leistung messen können in Vortriebsmetern, und auf eine Branche, die genau sehen kann, was sich durch ihre Arbeit verändert: Wo vorher nur Berg war, ist nachher ein 34 km langer Eisenbahntunnel, durch den pro Tag über 100 Züge fahren. Solche vorzeigbaren Ergebnisse sind einem als Pfarrer nicht vergönnt, besteht unser „Produkt“ doch vor allem in unsichtbaren Dingen wie Glaube, Liebe, Hoffnung und in eher weichen, sozialen Faktoren wie Gemeinschaft, Zusammenhalt und Vernetzung.

Bei allem Respekt vor einem prominenten Unternehmer und seinen Kontakten zu Staatschefs in aller Welt, hat man es als Pfarrer einfach auch mit dem Menschen zu tun, der als Vater von drei Kindern die ganz normalen Höhen und Tiefen des Lebens durchmacht wie die Konfirmation eines Sohnes, die Taufe einer Enkelin und die Beerdigung von Verwandten in unsrer Dorfkirche, einem Menschen, der auch manche beruflichen Sorgen und Krisen durchstehen muss, nicht nur Corona, der sich über Segenswünsche zum Geburtstag freut, über einen Krankenbesuch nach einer OP oder über das eine



oder andere spontane Gespräch bei Begegnungen auf der Straße. Nachdenklich gemacht hat mich ein Satz von ihm: „Für fast alle im Dorf bin ich jetzt nur noch der große Chef, nur für ganz wenige alte Schulkameraden oder Nachbarn bin ich noch wie früher ganz einfach der Martin.“ Auch das ist wohl der Preis des Erfolges, neben einem Lebensrhythmus, der ein Hin- und Her-Jetten zwischen sämtlichen Kontinenten verlangt und wenig Zeit lässt für ein regelmäßiges Familienleben.

Was ich gelernt habe durch das Pfarrerin-Sein auf einer gesponserten Pfarrstelle ist hauptsächlich: Hochachtung vor der Leistung anderer Berufe, eine Ahnung von den Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen und von den Hindernissen, die sie überwinden, eine Bewunderung für das technische Wissen und Können, den betriebswirtschaftlichen Sachverstand, das Organisationstalent und das kommunikative Geschick, was sie brauchen, um mit ihren Projekten langfristig erfolgreich zu sein.¹

Sponsoring und Kirchensteuer

Gelernt habe ich auch ein Bewusstsein dafür, dass es letztlich immer die Arbeitsleistungen und die finanziellen Zuwendungen von berufstätigen Menschen sind, die die Kirche und damit unser Gehalt als Pfarrerinnen und Pfarrer sowie unsere Gemeindegemeinschaft finanzieren. Durch die in Deutschland übliche Kirchensteuer ist dieser Vorgang zwar stark anonymisiert, aber das Geld fällt eben nicht vom Himmel und es ist auch nicht einfach da, sondern es wird entlang einer Wertschöpfungskette erwirtschaftet und von vielen einzelnen Personen als freiwillige Steuer der Kirche zur Verfügung gestellt. Im Grunde ist das auch Sponsoring: Schwarm-Sponsoring sozusagen.

Der Unterschied besteht vor allem darin, dass die vielen Kirchensteuerzahler nicht mitbestimmen können, wo und wofür ihr Geld verwendet wird. Manchmal möchte ich meine Kolleginnen gern fragen: Sind wir nicht alle ein bisschen gesponsert und haben es nur vergessen? Ich meine, dass eigentlich allen Berufen, die über (Kirchen)Steuergelder finanziert werden, ein bewusstes Nachdenken darüber, wo ihr Gehalt herkommt, gut ansteht. Wer im sozialen Bereich arbeitet, im kirchlichen oder im schulischen: ein regelmäßiges Praktikum in anderen Berufswelten könnte helfen, die eigene kollegiale Echoblaste nicht für die einzig richtige Sichtweise zu halten, ob bewusst oder unbewusst. M.a.W.: ein bisschen Demut im Blick auf die eigene Perspektive und ein bisschen mehr Wertschätzung für andere Berufe und ihre Fachkompetenz, das wäre mein Wunsch – gerade auch bei Pfarrerinnen und Theologen, die sich nach ihrem endlos langen Studium gerne für rundum allgemeingebildet halten und dann zu der Ansicht neigen, qua Amt bei allem mitreden zu müssen, von der großen Weltpolitik bis zum kleinsten Virus.

Das Evangelium als Alleinstellungsmerkmal

Manchmal möchte ich meinen Kolleginnen gerne zurufen: Ihr seid Theologen, sprecht von Gott, vom Glauben, vom Gebet, vom heiligen Geist, von dem, was unser einziger Trost ist im Leben und im Sterben! Das ist die Botschaft, die sich die Welt nicht selber geben kann. Das ist das Alleinstellungsmerkmal unserer Organisation, unsere Kernkompetenz: die gute Nachricht von Jesus Christus weitersagen, anschaulich für Große und Kleine von der Person sprechen, die uns ein lebendiges Bild des unsichtbaren Gottes gezeigt hat. Das ist der besondere Beitrag unseres Berufes, von Menschen als geliebten Geschöpfen zu sprechen, gewollt, gerufen, gehört und gesehen, mit einer unverlierbaren Würde beschenkt.

Wo diese Zusage wirkt, kann sich auch ein entsprechendes Handeln entwickeln nach dem biblischen Motto: „Lasst uns lieben, denn ER hat uns zuerst geliebt.“ Zuerst geliebt, das gilt für Firmenchef und Putzfrau, Kanzlerin und Taxifahrer, für Aufsichtsratsvorsitzende und Betriebsratsvorsitzende. Zuerst geliebt. Das ist es, was wir zu sagen haben als Theologen, als Zunft, die von Gott redet. Doch bevor



ich hier zu sehr ins Predigen gerate, will ich berichten, wie ist es weitergegangen ist mit dem Sponsoring.

Im Rückblick eine Erfolgsgeschichte

Nach zehn Jahren hat Dr. Herrenknecht den Vertrag um weitere fünf Jahre verlängert, verbunden mit dem Wunsch nach personeller Kontinuität. Das hat dann zu der Situation geführt, dass man uns im offiziellen 12-Jahresgespräch im Personalreferat nicht zu einem Stellenwechsel gedrängt hat, der in Baden zwar nicht Vorschrift, aber doch so eine Art ungeschriebenes Gesetz ist. Als in Schwanau, dem Verbundort, zu dem unser Dorf Allmannsweier gehört, eine Viertelpfarrstelle (von insgesamt 2,25 Pfarrstellen) gestrichen werden sollte, erhöhte Dr. Herrenknecht sein Sponsoring an die Badische Landeskirche auf eine ganz Pfarrstelle in unserem Dorf, inklusive aller Lohnnebenkosten.

Im Rückblick lässt sich feststellen, dass das Pfarrstellensponsoring durchaus eine Erfolgsgeschichte ist: Aus ursprünglich geplanten 10 Jahren wurden mittlerweile 20 Jahre und aus einer zu 50% gesponserten Stelle wurde eine zu 100% gesponserte Stelle.

Damit dieser Erfahrungsbericht nicht zu euphorisch klingt, muss die Antwort nun doch noch etwas verlängert werden. Und zwar um den Teil, der auf die Schwierigkeiten eingeht, die das Leben und Arbeiten auf einer gesponserten Pfarrstelle mit sich bringen kann. Diese liegen nicht beim Umgang mit dem Sponsor und auch nicht in der täglichen Gemeindearbeit. Sondern sie liegen im Umfeld, im Kirchenbezirk, bei Kolleginnen und Kollegen. Das Stichwort ist Neid, der sich selten offen zeigt, da er nicht als sozial erwünschte Haltung gilt. Stattdessen äußert er sich in Form von Vorwürfen und kritischen Anfragen.

Gleich bei einem der ersten Pfarrkonvente nannte es ein älterer Mitbruder im geistlichen Amt eine „Kollegenschweinerei“, dass wir als junges Pfarrehepaar nach dem Vikariat uns einverstanden erklärt hatten, uns auf die mehrfach erfolglos ausgeschriebenen Allmannsweierer Pfarrstelle wählen zu lassen. Er vertrat vehement die Ansicht, dass der Sponsor zwar gerne eine Pfarrstelle sponsern könne, diese solle dann aber, wie die Kirchensteuern auch, nach dem Gießkannenprinzip übers badische Land verteilt werden. Nur das sei gerecht, denn es dürfe niemand bevorzugt werden. Unser Argument, dass ein Firmenchef wie Herrenknecht doch bereits durch seine reguläre Kirchensteuer irgendwo im badischen Land geschätzt weitere zwei Pfarrstellen finanziert, und dass ein Spender selbstverständlich auch zweckgebunden spenden könne, weil er eben auch gerne sehen möchte, was seine Spende konkret bewirkt, bei wem sie ankommt und welchen Unterschied sein Geld macht, ließ der sponsoring-kritische Kollege nicht gelten. Ich vermute, er hätte auch internationale Patenkindmodelle als personalisierte Form der Dauerspende abgelehnt, aber das haben wir damals nicht weiter mit ihm diskutiert, waren wir doch einigermaßen sprachlos angesichts einer solch vorwurfsvollen Begrüßung.

Heute würde ich sagen, dass die Argumentation dieses Kollegen streng genommen das Ende aller Spenden überhaupt bedeuten müsste. Denn letztlich ist ja jedes Geld, das ich irgendwohin spende, zugleich Geld, das ich woanders hin eben nicht spende. Dieses Bevorzugungsproblem lässt sich nur durch konsequentes Nicht-Spenden lösen, denn nur dann werden wirklich alle gleich behandelt und bekommen gleichviel, nämlich nichts. Und letztlich ist jede Spende zweckgebunden, denn auch Organisationen wie „Brot für die Welt“ unterliegen einem ganz bestimmten Satzungszweck. Und wenn die Landeskirche mit einem Spender einen Vertrag über eine zweckgebundene Dauerspende schließt, dann hat das keine inhaltlichen Auswirkungen auf die Arbeit der Stelleninhaber*innen, die wie alle Pfarrer*innen von der Landeskirche bezahlt werden, nur dieser rechenschaftspflichtig sind und ansonsten ihren Beruf frei und ihrem Ordinationsgelübde verpflichtet ausüben.



Das Problem ist der kollegiale Neid

Manchmal versteckt sich der Neid auch hinter der Frage: „Und wie viele Beerdigungen hattet ihr letztes Jahr?“ oder hinter ähnlichen statistischen Vergleichen. Ja, natürlich hatten wir weniger Beerdigungen als eine Pastorin, die 2000 oder gar 3000 Schäfchen zu betreuen hat. An diesem Punkt ist unsere Last deutlich leichter. Aber das heißt doch nicht, dass wir deswegen auf der faulen Haut liegen – schließlich kann man sich im Gemeindepfarramt auch mit anderen sinnvollen und wichtigen Dingen beschäftigen, die sonst leider liegenbleiben müssten, wie z.B. Jugendarbeit. Ich könnte ja mit der Gegenfrage kontern: „Und wie viele Gruppenstunden, Freizeiten und Zeltlager für Jugendliche hast du letztes Jahr gemacht?“ Aber das fände ich unfair, weil mir bewusst ist, welchen Freiraum wir in unserer kleinen Gemeinde genießen dadurch, dass wir eben nicht jede Woche Zeit auf dem Friedhof einplanen müssen.

Bisweilen wird auch stirnrunzelnd darauf hingewiesen, dass so eine kleine Gemeinde, mit knapp 1000 Mitgliedern, doch gar keinen eigenen Pfarrer bräuchte, das sei gewissermaßen eine Verschwendung von wertvollen Personalressourcen. Mich wundert dabei, dass frühere Zeiten ganz offensichtlich deutlich verschwenderischer mit Gemeindepfarrstellen umgegangen sind. Allmannsweiler hatte jahrhundertlang einen eigenen Pfarrer und damals war das Dorf sogar noch kleiner.² Aber damals gab es auch noch nicht so viele Funktions- und Sonderpfarrstellen, die zusätzlich besetzt und finanziert werden mussten.

Ein Pferd, das quer im Stall steht

Eine weitere Besonderheit, die manchmal für Schwierigkeiten sorgt, liegt exakt in der Besonderheit einer gesponserten Pfarrstelle. Sie ist eben doch irgendwie anders. Für alle Freunde von Vereinheitlichung ist das ein Problem. In Zeiten, wo von der Kirchenleitung in blumigen Worten die Chancen der größeren Einheiten, die Synergieeffekte von Zusammenlegungen und der belebende Faktor von Funktionalisierung beschworen werden, da passt eine kleine Gemeinde nicht ins Bild, die ein eigenes Profil entwickelt und die auf ihre Weise zeigt, dass es sich durchaus lohnt, Gemeinden, auch kleine, personell gut zu versorgen.

„Ihr seid das Pferd, das quer im Stall steht“, so hat es ein Allmannsweiler Kirchengemeinderat formuliert im Blick auf unsere gesponserte Pfarrstelle. Wir passen nicht hinein in den aktuellen Trend unserer Landeskirche. Freikirchen ticken da ein bisschen anders. Aber in der Landeskirche sind, soweit ich sehen kann, kleine Gemeinden nicht en vogue. Übersehen wird dabei, dass die meisten Kirchsteuerzahler mit „Kirche“ zuallererst ihre Kirchengemeinde vor Ort verbinden und die (Pfarr-) ½ Personen, die ihnen dort begegnen. Oder eben auch nicht mehr begegnen, wenn der Hirte zu weit weg ist von seiner Herde. Die allseits erwünschte kirchliche Niederschwelligkeit entsteht im Dorf fast von allein. Schon beim Einkaufen ergeben sich nebenher Seelsorgegespräche oder organisatorische Absprachen zur nächsten Taufe oder Diskussionen, die mit dem Satz beginnen: „Frau Pfarrer, was ich Sie schon lange mal fragen wollte ...“

Ein Plädoyer für die Schönheit und den Schutz kleiner Dorfgemeinden

Nun fällt mir auf, dass dieser Rückblick auf 20 Jahre Pfarrstellensponsoring ein Plädoyer geworden ist für die Schönheit, die Chancen und den Schutz kleiner Dorfgemeinden und ihrer Pfarrstellen. Man kann dem Pfarrer oder der Pfarrerin dort gerne zusätzliche Aufgaben geben, Bezirksaufträge oder ähnliches, am besten solche, die sich zum beiderseitigen Nutzen mit Gemeindefarbeit verbinden lassen: Erwachsenenbildung z.B. könnte sich ebenfalls eignen. Ich meine, dass es sich lohnen würde, die Gemeinden (auch die kleinen) personell gut auszustatten – für den Gemeindeaufbau einerseits



und für die Kirchensteuereinnahmen andererseits. Auch wenn ich das Gefühl habe, dass ich damit gegen einen Trend argumentiere, der sich – so steht zu befürchten – durch coronabedingte landeskirchliche Finanzlücken sowie durch den Lobbyismus mancher Sonderpfarrämter noch weiter verstärken wird: ich wünsche mir eine Ekklesiologie, die die Gemeinden als Basis der Organisation Kirche wieder neu wertschätzt: als Orte, wo Glaube, Hoffnung und Liebe die besten Wachstumsbedingungen finden, nach dem Motto von Willow Creek: „the local church ist the hope of the world.“³ Und wenn Menschen konkret vor Ort sehen, was eine Gemeinde tut und wofür sie steht, dann steigt vielleicht die Bereitschaft, diese Aktivitäten auch finanziell zu unterstützen, dann finden sich vielleicht noch mehr Sponsorinnen und Sponsoren, die kleinere oder größerer Beiträge leisten. Dann könnte Sponsoring vielleicht sogar verstärkt ein Modell der Zukunft sein für die Kirche ...

Dafür wäre es allerdings nötig, dass rund um das kirchliche Sponsoring eine gute Öffentlichkeitsarbeit geleistet wird, bei großen Sponsoringprojekten nicht nur regional, sondern auch von Seiten des Oberkirchenrates, als Anerkennung für den Sponsor, als Möglichkeit, die Idee des Sponsoring in der Kirche salonfähig zu machen und als Anregung für potentielle weitere Spenderinnen nach dem Motto: „Tue Gutes und rede darüber!“⁴ Und es wäre nötig und wünschenswert, dass auch kirchenintern eine gute Öffentlichkeitsarbeit geleistet wird im Sinne von Transparenz in der Kolleg*innenschaft, in den Nachbargemeinden und im Kirchenbezirk. Es sollte klar benannt werden, was es ohne das Sponsoring nicht gäbe. In unserem Fall wäre das eine ganze Pfarrstelle, die im Kirchenbezirk fehlen würde. Kolleg*innen müssten unsere Arbeit mit übernehmen, Vertretungsdienste, die wir für andere leisten, würden wegfallen, das Umland würde nicht profitieren. Denn von der mittlerweile zu 100% gespendeten Pfarrstelle braucht unser Dorf nach wie vor nach dem landeskirchlichen Stellenschlüssel nur 50%. Die anderen 50% kommen faktisch Nachbargemeinden und dem Kirchenbezirk zugute und verhindern dort weitere Pfarrstellenkürzungen.

Wenn diese Information von der (Bezirks)Kirchenleitung klar und deutlich in der Region kommuniziert würde, wäre das ein wirksames Mittel gegen Neidgefühle im Umland. Es würde erkennbar werden: Sponsoring ermöglicht Freiräume, die es sonst nicht gäbe. Es erhält Stellen, die sonst gestrichen würden. Es nützt damit nicht nur einem Ort, sondern auch dem Umfeld. Transparenz und eine gute Öffentlichkeitsarbeit könnten das Sponsoring für kirchliche Stellen (Pfarrstellen oder Gemeindediakonenstellen) noch deutlich attraktiver machen und auf diese Weise dabei mithelfen, dass die Kirche im Dorf bleibt.

Anmerkungen

1?Mehr dazu bei Andreas von Schubert, Fachkräfte in der Mangel. Personalwirtschaft für die Menschen in den Unternehmen, IKO Institut Publishing, Lübeck 2020.

2?Heimatbuch Allmannsweier: Rolf Wenz, Geschichte der Allmannsweierer Kirche, 33-64, Dinner Druck 1997.

3?www.willowcreek.de/ueber-uns/vision, gesehen am 19.10.2020.

4?Walter Fischer, Tue Gutes und rede darüber. Öffentlichkeitsarbeit für Non-Profit-Organisationen, Orell Füssli Verlag Zürich 2002.



www.pfarrerverband.de

Die Internetseite für evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland

Heinrich-Wimmer-Straße 4

34131 Kassel